

HEYNE <

Das Buch

Billy Halleck, guter Ehemann, Vater und erfolgreicher New Yorker Anwalt, lebt mit seiner Familie in Fairview, Connecticut. Er schätzt – wie seine Nachbarn – Geld, Sex und gutes Essen. Letzteres so sehr, dass er mehr als 50 Pfund Übergewicht hat.

Doch dann fährt Billy in einem Moment der Unachtsamkeit eine alte Zigeunerin tot. Und wird, als er vor Gericht straflos davonkommt, von ihrem Vater verflucht. »Dünnere«, flüstert der uralte Mann und streicht dem dicken Anwalt fast zärtlich mit einem Finger über die Wange. Fortan nimmt Billy ab, so viel er auch isst. Seine anfängliche Freude darüber verwandelt sich in Entsetzen, als er sich immer mehr dahinschwinden sieht. Schließlich ist er so verzweifelt, dass er sich auf ein letztes gefährliches Wagnis einlässt.

Der Autor

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, veröffentlichte schon als Student Kurzgeschichten. Sein erster Romanerfolg, *Carrie*, erlaubte ihm, sich nur noch dem Schreiben zu widmen. Seitdem hat er weltweit über 400 Millionen Bücher in mehr als 40 Sprachen verkauft. Im November 2003 erhielt er den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk. Die großen Werke des Autors erscheinen im Heyne Verlag.

STEPHEN
KING

SCHREIBT ALS
RICHARD BACHMAN

DER FLUCH

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Nora Jensen und Jochen Stremmel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
THINNER
erschien bei New American Library/Signet, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Überarbeitete, vollständige Taschenbuchausgabe 03/2011
Copyright © 1984 by Richard Bachman
Copyright © 1985, 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Neubearbeitung: Katharina Pietsch
Redaktion: Momo Evers
Umschlaggestaltung und Konzeption: Hauptmann und Kompanie
Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung einer Illustration
von © Anja Filler
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-43578-0

www.heyne.de

Vorwort des Herausgebers

Ehe er Ende 1985 einer Krebserkrankung erlag, hatte Richard Bachman fünf Romane veröffentlicht. 1994 fand die Witwe des Schriftstellers im Keller einen Pappkarton voller Manuskripte, als sie sich auf einen Umzug vorbereitete. Diese Erzählungen und Romane befanden sich in verschiedenen Stadien der Fertigstellung. Die am wenigsten bearbeiteten waren handgeschriebene Notizen auf Stenoblöcken, die Bachman für seine ersten Entwürfe verwendete. Am weitesten fertiggestellt war der maschinengeschriebene Text des folgenden Romans. Er befand sich in einem mit Gummibändern gesicherten Karton für Manuskripte – als hätte Bachman kurz davor gestanden, ihn an seinen Verleger zu schicken, als sein Körper nicht mehr auf die Therapie ansprach. Bachmans Witwe legte mir das Manuskript zur Begutachtung vor, und ich stellte fest, dass es mindestens das Niveau seiner früheren Werke hielt. Ich habe einige Kleinigkeiten verändert, vor allem bestimmte Bezüge aktualisiert (indem ich zum Beispiel Rob Lowe im ersten Kapitel durch Ethan Hawke ersetzt habe). Aber im Großen und Ganzen habe ich das Werk so belassen, wie es mir zugesandt worden ist. Mit der Zustimmung von Bachmans Witwe bieten wir diesen Roman nun als Schlussstein eines ungewöhnlichen, aber nicht uninteressanten Schaffens an.

Mein Dank geht an Claudia Eschelman (die frühe-

re Claudia Bachman), den Bachman-Forscher Douglas Winter, Elaine Koster von der New American Library und Carolyn Stromberg, die Bachmans frühe Romane lektoriert und die Echtheit dieses Textes überprüft hat.

Bachmans Witwe ließ bekannt geben, dass Bachman ihres Wissens nie nach Ohio gereist ist, »obwohl er ein- oder zweimal mit dem Flugzeug darüber hinweggeflogen sein mag.« Sie hat keine Vorstellung davon, wann dieser Roman entstanden ist, außer dass es spät in der Nacht gewesen sein muss. Bachman litt unter chronischer Schlaflosigkeit.

Charles Verrill, New York City

Was es bedeutet, Bachman zu sein

von Stephen King

Das ist meine zweite Einführung zu den sogenannten Bachman-Büchern – ein Ausdruck, der (zumindest in meinen Augen) die ersten unter dem Namen Richard Bachman veröffentlichten Romane bezeichnet, die als Taschenbucherstausgaben im Signet-Verlag erschienen sind. Meine erste Einführung war nicht besonders gut; sie liest sich für mich wie ein Paradefall von Autor-Ver-schleierung. Aber das ist nicht erstaunlich. Als sie geschrieben wurde, war Bachmans Alter Ego (mit anderen Worten: ich) nicht in einer Stimmung, die ich als kontemplativ oder analytisch bezeichnen würde; ich fühlte mich im Grunde beraubt. Bachman war nicht als kurzfristiges Pseudonym gedacht; er sollte eigentlich ein langes Leben haben, und als mein Name im Zusammenhang mit seinem genannt wurde, war ich überrascht, aufgebracht und verärgert. Das ist kein Geisteszustand, der dem Schreiben guter Essays förderlich ist. Diesmal gelingt es mir vielleicht ein bisschen besser.

Das Wichtigste, was ich über Richard Bachman sagen kann, ist vermutlich der Umstand, dass er *real wurde*. Natürlich nicht ganz und gar (sagte er mit einem nervösen Lächeln); ich schreibe dies ja nicht in einer Art Wahnvorstellung. Es sei denn ... nun ja ... vielleicht doch. Wahnvorstellungen sind schließlich etwas, worin

Romanschriftsteller ihre Leser zu bestärken versuchen, zumindest während sie das Buch aufgeschlagen vor sich haben, und der Autor ist kaum immun gegen diesen Zustand einer ... wie soll ich es nennen? Wie hört sich »ge-lenkte Wahnvorstellung« an?

Auf jeden Fall begann Richard Bachman seine berufliche Laufbahn nicht als Wahnvorstellung, sondern als ein Zufluchtsort, von dem aus ich einige Frühwerke veröffentlichen konnte, an denen Leser meiner Ansicht nach Gefallen finden mochten. Dann wurde er allmählich größer und lebendiger, wie es die Geschöpfe der Einbildungskraft eines Schriftstellers häufig tun. Ich fing an, mir sein Leben auf dem Bauernhof vorzustellen ... seine Frau, die wunderschöne Claudia Inez Bachman ... seine einsamen Vormittage in New Hampshire, die er damit verbringt, seine Kühe zu melken, in den Wald zu gehen und über seine Geschichten nachzudenken ... während er seine Abende schreibend verbringt, immer mit einem Glas Whiskey neben seiner Olivetti-Schreibmaschine. Ich kannte mal einen Schriftsteller, der zu sagen pflegte, der Roman oder die Geschichte, an dem oder an der er gerade schrieb, »lege einige Pfunde zu«, wenn er gut damit vorankam. Auf ganz ähnliche Weise begann mein Pseudonym, einige Pfunde zuzulegen.

Als seine Tarnung aufgefliegen war, starb Richard Bachman. In den wenigen Interviews, die ich mich aus diesem Anlass zu geben verpflichtet fühlte, machte ich mich ein bisschen lustig darüber und sagte, er wäre an Pseudonymkrebs gestorben, aber eigentlich hat ihn der Schock umgebracht: die Erfahrung, dass dich die Leute manchmal nicht in Ruhe lassen. Um es ein wenig emphatischer (aber keineswegs ungenau) zu formulie-

ren: Bachman war die Vampirseite meiner Existenz, die vom Sonnenlicht der Enthüllung getötet wurde. Meine dadurch ausgelösten Gefühle waren verworren genug (und *fruchtbar* genug), um ein Buch entstehen zu lassen (und zwar ein Buch von Stephen King): *Stark – »The Dark Half«*. Es handelt von einem Schriftsteller, dessen Pseudonym George Stark tatsächlich zum Leben erwacht. Diesen Roman hat meine Frau immer verabscheut, vielleicht weil der Traum, ein Schriftsteller zu sein, für Thad Beaumont die Realität seiner menschlichen Existenz überwältigt; in Thads Fall schlägt wahnhaftes Denken die Rationalität vollkommen aus dem Feld, und das hat furchtbare Konsequenzen.

Dieses Problem hatte ich allerdings nicht. Wirklich nicht. Ich ließ Bachman hinter mir, und obwohl es mir leidtat, dass er sterben musste, würde ich lügen, wenn ich nicht zugäbe, dass ich auch ein wenig erleichtert war.

Die ersten vier Bachman-Bücher wurden von einem jungen Mann geschrieben, der voller Zorn und Energie und ernstlich vernarrt in die Kunst und Technik des Schreibens war. Sie wurden nicht von vornherein als Bachman-Bücher geschrieben (Bachman war schließlich noch nicht erfunden worden), aber in einem bachmanesken Geisteszustand: von einer tief sitzenden Wut erfüllt, sexuell frustriert, auf verrückte Weise gut gelaunt und von Verzweiflung zerfressen. Ben Richards, der magere, schwindsüchtige Protagonist von *Menschenjagd* (er ist ungefähr so weit von der im Film durch Arnold Schwarzenegger verkörperten Figur entfernt wie überhaupt möglich), knallt mit seinem entführten Flugzeug gegen den Wolkenkratzer von Network Games, nimmt seinen eigenen Tod in Kauf, reißt aber Hunderte

(vielleicht Tausende) von leitenden Free-Vee-Angestellten mit in diesen Tod: Das ist Richard Bachmans Version von einem Happy End. Die anderen Romane Bachmans enden sogar noch trostloser. Stephen King hat stets gewusst, dass die Guten nicht immer gewinnen (siehe *Cujo*, *Friedhof der Kuschtiere* und – vielleicht – *Christine*), aber er hat auch begriffen, dass sie es meistens tun. Im wirklichen Leben gewinnen die Guten jeden Tag. Um diese Siege wird meistens nicht viel Aufhebens gemacht (mit der Schlagzeile MANN KOMMT ERNEUT SICHER VON DER ARBEIT NACH HAUSE würde man nicht viele Zeitungen verkaufen), aber sie sind nichtsdestoweniger real ... Und Romane sollten die Realität widerspiegeln.

Und dennoch ...

In der ersten Fassung von *Stark* – »*The Dark Half*« ließ ich Thad Beaumont Donald E. Westlake zitieren, einen sehr humorvollen Schriftsteller, der eine Reihe von sehr düsteren Kriminalromanen unter dem Pseudonym Richard Stark veröffentlicht hat. Als er einmal gebeten wurde, die Dichotomie zwischen Westlake und Stark zu erklären, sagte er: »Westlake-Geschichten schreibe ich an sonnigen Tagen. Wenn es regnet, bin ich Stark.« Ich glaube nicht, dass diese Sätze es bis in die letzte Version von *Stark* – »*The Dark Half*« geschafft haben, aber ich habe sie immer vorzüglich gefunden (und eine besondere Beziehung zu ihnen entwickelt, wie man neuerdings gern zu sagen pflegt). Bachman – eine fiktive Figur, die mit jedem unter ihrem Namen publizierten Buch realer für mich wurde – ist ein Regentage-Typ vom Scheitel bis zur Sohle.

Die Guten gewinnen meistens, Mut triumphiert in der

Regel über Furcht, der Familienhund fängt sich so gut wie nie die Tollwut ein; das sind Dinge, die ich mit fünf- undzwanzig wusste, und es sind Dinge, die ich jetzt noch weiß, im Alter von 25 x 2. Aber ich weiß auch etwas anderes: Es gibt einen Ort in uns, wo es praktisch die ganze Zeit regnet, die Schatten immer lang sind, und der Wald voller Ungeheuer ist. Es ist gut, eine Stimme zu haben, in der die Schrecken eines solchen Orts artikuliert und seine geografische Lage teilweise beschrieben werden können, ohne den Sonnenschein und die Klarheit zu verleugnen, die einen derart großen Teil unseres gewöhnlichen Lebens erfüllen.

In *Der Fluch* sprach Bachman zum ersten Mal selbst – es war der erste der frühen Bachman-Romane, der seinen Namen auf der ersten Fassung trug und nicht meinen –, und es kam mir wirklich unfair vor, dass er ausgerechnet in dem Moment, in dem er mit seiner eigenen Stimme zu sprechen begann, irrtümlich für mich gehalten wurde. Und der Eindruck, dass es sich um einen Fehler handelte, drängte sich mir einfach auf, weil Bachman allmählich zu einer Art Es für mich geworden war; er sagte jene Dinge, die ich nicht sagen konnte, und die Vorstellung, die er von sich dort draußen auf seinem Bauernhof in New Hampshire hatte – kein Bestseller-Autor, dessen Name auf einer blöden *Forbes*-Liste erscheint von Leuten aus der Unterhaltungsindustrie mit mehr Geld auf dem Konto, als gut für sie ist, oder dessen Gesicht in der *Today*-Show auftaucht oder der Miniaturrollen in Filmen spielt –, wie er in aller Ruhe seine Bücher schreibt, gestattete ihm, auf eine Weise zu denken, wie ich nicht denken, und auf eine Weise zu sprechen, wie ich nicht sprechen konnte. Und dann kam es

zu diesen Zeitungsmeldungen, in denen stand: »Bachman ist in Wirklichkeit King«, und es gab niemanden – nicht einmal mich –, der den Toten verteidigt oder auf den offensichtlichen Umstand hingewiesen hätte, dass King in Wirklichkeit auch Bachman war, zumindest eine gewisse Zeit.

Ich hielt es damals für unfair, und ich halte es heute für unfair, aber manchmal spielt dir das Leben einen kleinen Streich, das ist alles. Ich beschloss, Bachman aus meinen Gedanken und meinem Leben zu verbannen, und einige Jahre gelang mir das auch. Aber als ich einen Roman (einen Stephen-King-Roman) namens *Desperation* schrieb, tauchte Richard Bachman plötzlich wieder in meinem Leben auf.

Zu der Zeit arbeitete ich auf einem Wang-Textverarbeitungssystem; die Anlage sah aus wie das Visiphon in einer alten Flash-Gordon-Folge. Angeschlossen war sie an einen unwesentlich moderneren Laserdrucker, und von Zeit zu Zeit, wenn mir eine Idee durch den Kopf schoss, schrieb ich einen Satz oder einen möglichen Titel auf ein Stück Papier und klebte es an die Seite des Druckers. Als ich ungefähr drei Viertel von *Desperation* geschrieben hatte, klebte ein Stück Papier mit einem einzigen Wort darauf am Drucker: *Regulator*. Ich hatte eine großartige Idee für einen Roman gehabt, etwas, was mit Spielsachen, Schusswaffen, Fernsehen und der Welt der Vorstädte zu tun hatte. Ich wusste nicht, ob ich ihn je schreiben würde – aus vielen dieser »Drucker-Notizen« ist nie etwas geworden –, aber es war definitiv cool, darüber nachzudenken.

Dann kam mir an einem regnerischen Tag (einem Tag ganz nach Richard Starks Geschmack) noch eine Idee,

als ich den Wagen in unsere Zufahrt hineinsteuerte. Ich weiß nicht, woher sie kam; sie hatte nichts mit dem belanglosen Zeug zu tun, das mir zu dieser Zeit durch den Kopf ging. Die Idee bestand darin, die Figuren aus *Desperation* zu nehmen und sie in *Regulator* zu versetzen. In einigen Fällen, dachte ich, könnten sie dieselben Leute spielen; in anderen würden sie sich ändern; in keinem Fall würden sie dieselben Dinge tun oder auf dieselbe Weise reagieren, weil die unterschiedlichen Geschichten verschiedene Vorgehensweisen erforderlich machen würden. Es wäre so, dachte ich, als ob die Mitglieder eines Repertoire-Ensembles in zwei verschiedenen Stücken spielten.

Dann schoss mir eine noch aufregendere Idee durch den Kopf. Wenn ich das Konzept des Repertoire-Ensembles bei den Figuren benutzen konnte, dann konnte ich es genauso gut bei dem Plot anwenden – ich konnte eine ganze Menge der Elemente von *Desperation* in einer völlig neuen Anordnung arrangieren und eine Art Spiegelwelt erschaffen. Ich wusste, noch bevor ich mich daranmachte, dass viele Kritiker diese Doppelung als Trick bezeichnen würden ... und damit lägen sie nicht einmal ganz falsch. Aber, so dachte ich, es könnte ein guter Trick sein. Vielleicht sogar ein erhellender Trick, einer, der die Kraft und die Vielseitigkeit einer Erzählung veranschaulicht, ihre so gut wie grenzenlose Fähigkeit, ein paar Grundelemente in zahllosen erfreulichen Variationen durchzuspielen, ihren spitzbübischen Charme.

Aber die beiden Bücher durften nicht genau gleich *klingen*, und sie durften nicht das Gleiche *bedeuten*, genauso wenig, wie ein Stück von Edward Albee und eines von William Inge gleich klingen und das Gleiche be-

deuten dürfen, selbst wenn sie an aufeinanderfolgenden Abenden von denselben Schauspielern aufgeführt werden. Wie konnte ich eine andere Stimme erschaffen?

Zunächst dachte ich, das könnte ich nicht und es wäre am besten, die Idee dem Reuben-Goldberg-Mülleimer anzuvertrauen, den ich in meinem Hinterkopf stehen habe – der mit dem Schild INTERESSANTE, ABER UN-DURCHFÜHRBARE VORHABEN. Dann fiel mir ein, dass mir die Antwort schon die ganze Zeit auf der Zunge lag: Richard Bachman konnte *Regulator* schreiben. Seine Stimme klang oberflächlich gesehen genauso wie meine, aber darunter bestand ein himmelweiter Unterschied – sagen wir, der Unterschied zwischen Sonnenschein und Regen. Und der Blick, mit dem er seine Mitmenschen bedachte, war immer von meinem verschieden, gleichzeitig lustiger und kälter (Bart Dawes in *Sprengstoff*, mein Lieblingsroman unter den frühen Bachman-Büchern, ist ein ausgezeichnetes Beispiel).

Natürlich war Bachman tot, das hatte ich ja selbst bekannt gegeben, aber der Tod ist im Grunde kein großes Problem für einen Schriftsteller – fragen Sie einfach Paul Sheldon, der Misery Chastain für Annie Wilkes wieder zum Leben erweckte, oder Arthur Conan Doyle, der Sherlock Holmes aus den Reichenbach-Fällen auftauchen ließ, als seine Fans im ganzen britischen Weltreich ihn lautstark zurückforderten. Ohnehin ließ ich Richard Bachman nicht mehr von den Toten auferstehen; ich stellte mir lediglich eine Kiste mit vergessenen Manuskripten in seinem Keller vor, in der *Regulator* zuoberst lag. Und dann transkribierte ich das Buch, das Bachman schon geschrieben hatte.

Diese Transkription war ein bisschen zäher ... aber sie

war zugleich ungeheuer erfrischend. Es war wundervoll, Bachmans Stimme wieder zu hören, und das, was ich mir davon erhofft hatte, geschah tatsächlich: Ein Buch kam zum Vorschein, das eine Art Zwilling des Buchs war, das ich unter meinem eigenen Namen geschrieben hatte (und die beiden Bücher wurden ziemlich buchstäblich direkt hintereinander geschrieben: Das King-Buch wurde genau einen Tag fertig, bevor ich mit dem Bachman-Buch begann). Sie ähneln sich nicht mehr, als King und Bachman einander ähneln. *Desperation* handelt von Gott; *Regulator* handelt vom Fernsehen. Das heißt vermutlich, dass sie beide von höheren Mächten handeln, aber sie sind gleichwohl sehr unterschiedlich.

Die Bedeutung, Bachman zu sein, lag für mich immer darin, eine gute Stimme und eine einleuchtende Perspektive zu finden, die von meiner ein wenig verschieden war. Nicht *wirklich* verschieden; ich bin nicht schizophren genug, das zu glauben. Aber ich glaube, dass es bestimmte Tricks gibt, die wir alle benutzen, um unsere Perspektive und unsere Wahrnehmung zu verändern – um uns auf eine neue Weise zu sehen, indem wir andere Sachen anziehen und uns eine neue Frisur verpassen –, und dass solche Tricks sehr nützlich sein können, eine Methode, alte Strategien, wie man sein Leben führt, das Leben wahrnimmt und schöpferisch tätig ist, mit neuem Leben zu erfüllen. Ich mache keine dieser Bemerkungen, um anzudeuten, dass ich in den Bachman-Büchern großartige Dinge vollbracht habe, und sie sollen bestimmt nicht als Argumente für eine besondere künstlerische Leistung dienen. Aber ich liebe das, was ich tue, so sehr, dass ich ungern zu einem routinierten Langweiler werde, wenn ich es verhindern kann. Bachman war für mich

eine Methode, mit deren Hilfe ich versucht habe, meine Technik aufzufrischen, und die mich davor bewahrt hat, zu bequem und behäbig zu werden.

Diese frühen Bücher zeigen, wie ich hoffe, eine gewisse Entwicklung der Bachman-Persona, und ich hoffe, sie zeigen außerdem das Wesen dieser Persona. Richard Bachman, ein düsterer Charakter, verzweifelt sogar, wenn er lacht (eigentlich vor allem dann verzweifelt, wenn er lacht) – er ist kein Bursche, der ich die ganze Zeit sein möchte, selbst wenn er noch am Leben wäre ... Aber es ist gut, diese Möglichkeit zu haben, dieses Fenster zur Welt, auch wenn es vielleicht polarisiert ist. Trotzdem machen meine Leser, wenn sie seine Bücher lesen, vielleicht die Entdeckung, dass Dick Bachman eine Eigenschaft mit Thad Beaumonts Alter Ego, George Stark, gemeinsam hat: Er ist kein sehr netter Typ.

Und ich frage mich, ob es irgendwelche anderen guten Manuskripte, die vollendet sind oder kurz vor der Vollendung stehen, in der Kiste gibt, die von der verwitweten Mrs. Bachman im Keller ihres Bauernhauses in New Hampshire gefunden wurde.

Manchmal frage ich mich das *wirklich*.

Stephen King
Lovell, Maine
16. April 1996

[Die Vorworte stammen aus dem Bachman-Buch *Regulator*, einem Gegenstück zu Kings unter Realnamen veröffentlichtem *Desperation*, Anm. d. Red.]

Kapitel eins

246

»Dünner«, flüstert der alte Zigeuner mit der verfaulenden Nase William Halleck zu, als er mit seiner Frau Heidi aus dem Gerichtsgebäude tritt. Nur dieses eine Wort, ausgestoßen mit der klebrigen Süße seines Atems. »Dünner.« Und bevor Halleck zurückweichen kann, streckt der alte Zigeuner die Hand aus und streichelt mit einem gekrümmten Finger über seine Wange. Seine Lippen öffnen sich wie eine Wunde und geben ein paar Zahnstummel preis, die aus seinem Zahnfleisch ragen. Sie sind schwarz und grün. Seine Zunge schlängelt sich dazwischen hindurch und gleitet nach draußen, um über seine grinsend verzogenen Lippen zu schlüpfen.

Dünner.

Billy Halleck musste passenderweise gerade in dem Augenblick daran denken, als er um sieben Uhr morgens, ein Handtuch um seine Taille geschlungen, auf der Waage stand. Aus dem Erdgeschoss zog der Duft von Eiern und gebratenem Speck herauf. Er musste den Hals leicht vorrecken, um die Zahlen auf der Anzeige lesen zu können. Nun ... eigentlich musste er sich etwas mehr als nur leicht vorbeugen. Er musste sich ganz schön strecken. Er war ein dicker Mann. Zu dick, wie Dr. Houston ihm in fröhlichem Ton mitgeteilt hatte. *Falls es Ihnen noch niemand gesagt hat, möchte ich Sie davon in Kennt-*

nis setzen, hatte er ihn nach der letzten Routineuntersuchung gewarnt. Ein Mann in Ihrem Alter, mit Ihrem Einkommen und Ihren Gewohnheiten nähert sich mit ungefähr 38 Jahren dem Herzinfarkt, Billy. Sie sollten etwas abnehmen.

Aber dieser Morgen brachte Erfreuliches. Er hatte drei Pfund abgenommen, von 249 auf 246.

Nun ja ... eigentlich hatte die Waage das letzte Mal, als er den Mut aufgebracht hatte, sich darauf zu stellen und genau hinzusehen, 251 Pfund angezeigt, aber da hatte er seine Hose angehabt mit dem Kleingeld in den Taschen, ganz zu schweigen von dem Schlüsselbund und seinem Schweizer Taschenmesser. Und die Waage im oberen Badezimmer zeigte immer etwas zu viel an. Das sagte ihm ein sicheres Gefühl.

Er war in New York aufgewachsen und hatte dort als Kind gehört, dass Zigeuner die Gabe der Prophezeiung besitzen. Vielleicht war dies der Beweis dafür. Er versuchte zu lachen, brachte aber nur ein klägliches und nicht sehr überzeugendes Lächeln zustande; es war noch zu früh, um über Zigeuner zu lachen. Die Zeit würde vergehen, und man würde die Dinge wieder in nüchternem Licht sehen; er war alt genug, um das zu wissen. Doch im Augenblick wurde ihm beim Gedanken an Zigeuner in seinem viel zu großen Bauch speiübel, und er hoffte von ganzem Herzen, dass er nie wieder einen zu Gesicht bekommen würde. Von nun an würde er auf das Handlesen auf Partys verzichten und sich aufs Ouija-Brett beschränken. Wenn überhaupt.

»Billy?« Das kam von unten.

»Ich komme!«

Er zog sich an und stellte dabei mit unterschwelliger

Verzweiflung fest, dass der Bund seiner Hose wieder enger war, obwohl er doch drei Pfund abgenommen hatte. Er hatte nun eine Bundweite von 42. Er hatte genau um 00:01 am Neujahrsmorgen mit dem Rauchen aufgehört, aber er hatte dafür bezahlt. O ja, er hatte dafür bezahlt. Mit offenem Hemdkragen, die Krawatte lose um den Hals gelegt, ging er nach unten. Linda, seine vierzehnjährige Tochter, huschte gerade mit flatterndem Röckchen und wippendem Pferdeschwanz, den sie heute Morgen mit einem sexy Samtband hochgebundenen hatte, zur Haustür hinaus. Unter einem Arm trug sie ihre Schulbücher. In der anderen Hand raschelten fröhlich zwei purpurn-weiße Cheerleader-Pompons.

»Wiedersehen, Dad!«

»Schönen Tag, Lin.«

Er setzte sich an den Tisch und griff zum *Wall Street Journal*.

»Liebling«, sagte Heidi.

»Meine Liebe«, sagte er feierlich und legte das *Journal* mit der Titelseite nach unten neben den drehbaren Tischaufsatz.

Sie trug das Frühstück auf: einen dampfenden Berg Rührei, einen englischen Muffin mit Rosinen und fünf Scheiben knusprig gebratenen Bauernspeck. Gutes Essen. Sie kuschelte sich ihm gegenüber auf den anderen Stuhl in der Frühstücksecke und zündete sich eine Van-tage 100 an. Im Januar und Februar hatte es Spannungen gegeben – zu viele ›Diskussionen‹, die nur verhohlene Auseinandersetzungen gewesen waren, zu viele Nächte, in denen sie schließlich Rücken an Rücken eingeschlafen waren. Doch sie hatten einen Modus Vivendi gefunden: Sie hatte damit aufgehört, ihn ständig wegen

seines Gewichts zu kritisieren, und er hatte damit aufgehört, ihre anderthalb Packungen Zigaretten pro Tag zu bemängeln. Es hatte ihnen einen angenehmen Frühling beschert. Und abgesehen von der Aussöhnung zwischen ihnen hatten sich weitere angenehme Dinge ereignet. Zunächst einmal war Halleck befördert worden. Die Anwaltskanzlei *Greely, Penschley und Kinder* hieß nun *Greely, Penschley, Kinder und Halleck*. Heidis Mutter hatte endlich ihre schon lange bestehende Drohung wahr gemacht und war zurück nach Virginia gezogen. Linda war endlich in das Cheerleading-Jugendteam aufgenommen worden, und das war für Billy ein großer Segen; es hatte Zeiten gegeben, in denen er fürchtete, dass Lindas theatralische Auftritte ihn in einen Nervenzusammenbruch treiben würden. Alles war ganz großartig gelaufen.

Dann waren die Zigeuner in die Stadt gekommen.

»Dünner«, *hatte der alte Zigeuner gesagt, und was zum Teufel war mit seiner Nase los gewesen? Syphilis? Krebs? Oder sogar etwas noch Schlimmeres – wie Lep-
ra? Und überhaupt, warum kannst du nicht einfach damit aufhören? Warum lässt du es nicht einfach auf sich beruhen?*

»Du musst immer noch daran denken, nicht wahr?«, fragte Heidi plötzlich – so plötzlich, dass Halleck zusammenzuckte. »*Billy, es war nicht deine Schuld*. Das hat der Richter gesagt.«

»Darüber habe ich gar nicht nachgedacht.«

»Und worüber *hast* du nachgedacht?«

»Das *Journal*«, sagte er. »Hier steht, dass das Wohnungsbaugeschäft in diesem Quartal wieder rückläufig ist.«

Richtig, nicht seine Schuld; so hatte es der Richter gesagt. Richter Rossington. Cary, für seine Freunde.

Freunde wie mich, dachte Halleck. Habe manche Runde Golf mit dem alten Cary Rossington gespielt, wie du sehr wohl weißt, Heidi. Bei unserer Silvesterparty vor zwei Jahren, das Jahr, in dem ich eigentlich vorhatte, das Rauchen aufzugeben, und es dann doch nicht getan habe, wer hat denn da beim traditionellen Neujahrskuss deine ach-so-begrapschbaren Titten begrapscht? Na rate mal, wer? Bei meiner Seele, es war der gute alte Cary Rossington, so wahr ich atme und lebe!

Ja. Der gute alte Cary Rossington, vor dem Billy schon mehr als ein Dutzend kommunale Rechtsfälle vertreten hatte. Der gute alte Cary Rossington, mit dem Billy manchmal unten im Club Poker gespielt hatte. Der gute alte Cary Rossington, der sich nicht selbst für befangen erklärt hatte, als sein guter alter Golf-und-Poker-Kumpel Billy Halleck (Cary klopfte ihm manchmal auf den Rücken und rief: »Na, alles im grünen Bereich, Big Bill?«) vor ihm im Gericht erschien, diesmal nicht, um einen kommunalen Fall zu verhandeln, sondern unter Anklage wegen fahrlässiger Tötung.

Und als Cary Rossington sich *nicht* für befangen erklärt hatte, wer hat ihn da ausgebuht, liebe Kinder? Wer in dieser ganzen fairen Stadt Fairview war der Buh-Schreier? Na, niemand, der war's! Niemand hat ihn ausgebuht! Was waren das schließlich auch für Leute? Doch nur eine Bande dreckiger Zigeuner! Je eher sie aus Fairview verschwanden und sich in ihren alten Kombi-wagen mit den Aufklebern der National Rifle Association auf den hinteren Stoßstangen auf den Weg machten, je eher man die Rückseiten ihrer selbst gezimmerten

Wohnmobile und Campingaufbauten sah, desto besser.
Je eher, desto ...

... *dünner*.

Heidi drückte ihre Zigarette aus und sagte: »Scheiß auf dein Wohnungsbaugeschäft. Ich kenne dich besser.«

Das nahm Billy an. Und er nahm an, dass auch sie darüber nachgedacht hatte. Ihr Gesicht war zu blass. Sie sah so alt aus, wie sie war – fünfunddreißig –, und das war selten. Sie hatten sehr, sehr jung geheiratet, und er konnte sich immer noch an den Vertreter erinnern, der eines Tages, als sie drei Jahre verheiratet gewesen waren, an die Tür kam, um Staubsauger zu verkaufen. Er hatte die zweiundzwanzigjährige Heidi Halleck angesehen und sie höflich gefragt: »Ist deine Mutter zu Hause, Liebes?«

»Es schadet meinem Appetit kein bisschen«, sagte er, und das war zweifellos wahr. Angst oder keine Angst, er hatte die Rühreier vertilgt, und von dem Speck war nichts mehr zu sehen. Er trank die Hälfte seines Orangensafts und schenkte ihr sein gewohntes breites Billy-Halleck-Grinsen. Sie versuchte zurückzulächeln, aber irgendwie gelang ihr das nicht ganz. Er stellte sich vor, dass sie ein Schild trug: MEIN LÄCHLER IST VORÜBERGEHEND AUSSER BETRIEB.

Er griff über den Tisch und nahm ihre Hand. »Heidi, es ist alles in Ordnung. Und selbst wenn nicht, es ist vorbei.«

»Ja, ich weiß. Ich weiß.«

»Ist Linda ...?«

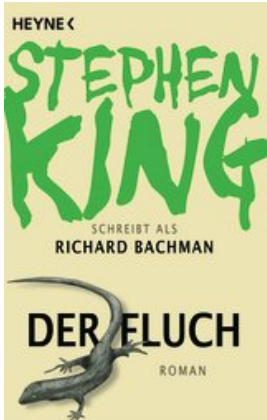
»Nein. Nicht mehr. Sie sagt ... sie sagt, ihre Freundinnen unterstützen sie sehr.«

Nachdem es passiert war, hatte ihre Tochter etwa eine

Woche lang eine schwere Zeit durchmachen müssen. Sie war entweder in Tränen aufgelöst oder den Tränen nahe aus der Schule nach Hause gekommen. Sie hatte aufgehört zu essen. Ihre Akne war wieder ausgebrochen. Halleck, entschlossen, nicht übertrieben zu reagieren, hatte ihre Klassenlehrerin, den Vizedirektor und Lindas geliebte Miss Nearing, ihre Sport- und Cheerleading-Lehrerin, aufgesucht. Er ermittelte (ah, was für ein schönes Juristenwort), dass es sich hauptsächlich um Hänseleien handelte – so grob und unlustig, wie die meisten Hänseleien in der Junior Highschool nun mal waren, und mit Sicherheit geschmacklos, wenn man die Umstände bedachte, aber was konnte man von einer Altersgruppe erwarten, die Witze mit toten Babys für den Höhepunkt an Geistreichtum hielt?

Er hatte Linda zu einem Spaziergang die Straße hoch überredet. Am Lantern Drive standen geschmackvolle, etwas abseits der Straße gelegene Häuser, Häuser, die am Beginn der Straße grob geschätzt 75 000 Dollar wert waren und langsam in die 200 000-Dollar-Klasse mit Schwimmbad und Saunabereich aufstiegen, wenn man ans Ende der Straße kam, wo auch der Country Club lag.

Linda hatte ihre alten Madras-Shorts angehabt, die an einer Naht mittlerweile eingerissen waren ... Und Halleck war aufgefallen, dass ihre graziösen Beine jetzt so lang waren, dass der Gummizug ihres gelben Baumwollhöschens zu sehen war. Er hatte ganz plötzlich eine Mischung aus Bedauern und Schrecken verspürt. Sie wurde erwachsen. Er nahm an, sie wusste, dass die Shorts ihr zu klein und obendrein völlig abgetragen waren, aber er vermutete, dass sie sie angezogen hatte, weil sie die



Stephen King

Der Fluch

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43578-0

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2011

Der übergewichtige Anwalt Billy Halleck überfährt während eines Ausflugs mit seiner Frau Heidi eine Zigeunerin, während seine Frau ihn masturbiert. In einem Strafverfahren, das durch den befreundeten Richter Carry Rossington geführt wird, wird Billy freigesprochen, da auch der örtliche Polizeichef Duncan Hopley das Ermittlungsverfahren gegen den Anwalt behindert und die Zigeuner der Stadt verwiesen hat.

Der Vater der Toten, Taduz Lemke, belegt Billy auf den Stufen zum Gerichtsgebäude mit einem Fluch. Fortan verliert der dicke Billy Halleck jeden Tag an Gewicht. Anfangs freut er sich über die Ergebnisse seiner „Diät“, doch schnell schwenkt seine Freude in Angst um. Mehrere ärztliche Untersuchungen liefern keine Erklärungen für die Gewichtsabnahme des Anwalts. Gemeinsam mit dem Hausarzt Housten versucht seine Frau Heidi, Billy für verrückt zu erklären und in eine Klinik einzuweisen, die mehr über sein Abmagern in Erfahrung bringen soll, wogegen Billy sich wehrt.

Schließlich erfährt er, dass auch Richter Rossington und Polizeichef Hopley mit einem Fluch belegt wurden. Der Richter entwickelt sich in eine riesengroße Eidechse, Polizeichef Hopley hat eitrige Geschwüre im gesamten Gesicht und erschießt sich kurz nach Billys Besuch.

Aus Verzweiflung wird Billy auch wütend auf Heidi, die ihn noch niemals zuvor derart befriedigt hat und es wird klar, dass der Unfall zu verhindern gewesen wäre, wäre Billy nicht so erregt gewesen. Er begibt sich auf die Suche nach den Zigeunern, und hofft so den auf ihm lastenden Fluch loszuwerden.

Billy kann die Zigeuner ausfindig machen, doch dort wird er nur als Mörder beschimpft. Der alte Taduz nimmt trotz Flehens den Fluch nicht von Billy, und dieser belegt die Zigeuner mit dem „Fluch des weißen Mannes aus der Stadt“. Sein Freund, der New Yorker Mafioso und Restaurantbetreiber Richard Ginelli hilft Billy bei seinem Konflikt mit den Zigeunern. Mehrere zum Teil tödliche Anschläge durch Ginelli bewegen Taduz Lemke, den Fluch doch von Billy zu nehmen und mit Billys Blut in einen eigens hierfür mitgebrachten Kuchen zu verbannen.

Diesen Kuchen muss Billy jemandem zu essen geben, damit der Fluch auf diesen übergeht. Nach seiner Rückkehr nach Hause schenkt Billy den Kuchen seiner Frau Heidi, wohl um sich

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

für die Geschehnisse zu rächen. Am nächsten Morgen stellt Billy überrascht fest, dass seine Frau gemeinsam mit seiner gerade zurückgekehrten Tochter von dem Kuchen gegessen hat. Er nimmt sich das letzte Stück Kuchen und isst es.



[Der Titel im Katalog](#)